

Nr. 14. Bromberg, den 18. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(29. Fortsetzung.

Freundlich winkte der Kazike mit der Hand, und da Meier des Doktors Pferd gerade einen Hieb versetzte, machte dieses einen Satz nach vorn, und einige Sekunden später sprengte der Trupp, noch immer am Ufer der Lagune entlang, jener Stelle zu, wo sich der Nontue-See mit dem von Huetchun durch einen schmalen Arm verbindet, über welchen hin die Straße nach dem Osten liegt.

Hier hielt ein alter Indianer eine Fähre, oder vielmehr ein Floß und hatte sich auch an der Nordseite eine Art von stehender Hütte gebaut, in welcher er den Winter aushalten konnte, denn nur in dieser Zeit der reifen Äpfel hielten sich Indianerstämme zeitweilig an der Nontue-Lagune auf.

Den Fährmann lohnte Don Enrique reichlich, fühlte er sich doch glücklich, jetzt endlich die freie Bahn vor sich zu sehen. Mit Jugendfrische sprang er in den Sattel, um sein wackeres Roß über die Steppe fliegen zu lassen. Wie aber war sein Zug indes gewachsen! Er hatte geglaubt, daß ihm der Kazike eine so zahlreiche Begleitung nur bis über die Lagunen mitgegeben habe, denn dadurch ehren die Indianer einen vornehmen Besuch, daß sie ihm eine stattliche Begleitung zuteilen. Die ihm beigegebenen Pehuenchen hatten aber selber Packtiere bei sich mit Zelten und Zeltstangen, und schienen sich für einen längeren Marsch gerüstet zu haben. Cruzado erklärte ihm denn auch, daß sie bestimmt wären, ihn bis zum Limai oder zu Jenkitruß Lager und von da zurück zu geleiten, hütete sich aber, ihm den Grund mitzuteilen, der den Kaziken Tchaluak zu einer solchen Aufmerksamkeit bestimmte. Des alten Mannes Herz war schwer genug; er wollte es nicht noch schwerer machen.

Ein merkwürdiges Gefühl ergriff besonders die beiden Deutschen, als sie nach kurzem Ritt die letzten Bäume hinter sich ließen und nun, von dem Schwarm dieser wilden, unbändigen Menschen umtobt, den Zügel in der Faust, die Wehr an der Seite, in die nur vom Horizont begrenzte Pampas hinaussprengten.

„Doktor!" sagte Reiwald, der übrigens ein ganz vortrefflicher Reiter war und sich schon im Sattel zu Hause fühlte, indem er neben dem Freund dahinjagte, — „ist das nicht wunderbar schön heute morgen, und kommt es Ihnen nicht eigentlich vor wie ein Traum?"

„Das könnte ich gerade nicht sagen", meinte Doktor Pfeifel, dem der Verlust seines warmen Mantels noch zu frisch im Gedächtnis lag, um sich seiner romantischen Umgebung schon mit vollem Herzen freuen zu können. „Wenn es ein Traum wäre, hätte mich dieser Racker von Fuchs, den ich mir heute morgen gesattelt habe, schon bei jeder Pferdelänge aufgeweckt, denn er stößt wie ein Satan beim Galoppieren."

„Aber ist es heute nicht herrlich?" rief Reiwald, dessen Blick entzückt über die Ebene flog und die Gestalten beobachtete, die sie rechts und links umgaben. „Betrachten Sie sich nur einmal diese prächtigen Kerle mit den fliegenden Haaren, wie sie auf ihren Pferden hängen. Das sind Indianer, und jeden einzelnen könnte man in Deutschland für Geld sehen lassen! Was meinen Sie, Doktor, wenn wir die Gesellschaft für Krolls Garten engagierten? Da ließe sich ein Geschäft machen!"

„Dann müßten wir aber auch zugleich einen Vertrag mit der Abdeckerei abschließen", brummte der Doktor, „über Lieferung von Pferdefleisch."

„Doktor, verderben Sie mir den schönen Morgen nicht!" sagte Reiwald. „Und Sie sollten sich am wenigsten dagegen sträuben, denn mit Ihrem fliegenden Poncho sehen Sie famos aus, genau wie ein wild gewordener Europäer. Himmel, wenn wir uns so könnten photographieren lassen!"

Wie die wilde Jagd flog indessen der Reitertrupp über die Pampas, von welcher der scharfe Wind schon längst wieder die Oberfläche getrocknet hatte. Nur hier und da an tieferen Stellen stand noch das Wasser. Oft strichen von solchen Plätzen, wenn die Reiter vorüber sausten, mächtige Völker von wilden Enten und anderen Wasservögeln ab. Als Reiwald den Blick einmal zurückwandte, lag die Gruppe von Apfelbäumen, welche die Lagune umgab, schon so entfernt, daß die Wipfel derselben wie eine Wiese aussahen, zwischen welcher hindurch noch hier und da der Spiegel des Sees in der Sonne blitzte. Weiter und weiter — jetzt war auch das verschwunden, und meeresgleich breitete sich nur die öde Pampas vor ihnen aus, — meeresgleich mit ihren wogenähnlichen Anschwellungen und Senkungen, die aber den Lauf der Tiere nicht hindern konnten. Ob sie einen solchen Hang hinab oder hinauf ritten, es blieb sich gleich, die Indianer zügelten nie ein. Allen voran, auf seinem prachtvollen Schimmel mit flatterndem Poncho, die weißen Haare im Winde wehend, den Zügel fest und jugendfrisch in der Faust, ritt der alte Chilene gen Osten, dem einzigen Ziele seines Lebens entgegen.

20. Über den Limai.

Den vollen Tag im Galopp, ohne ein einzigesmal ihre Tiere zu wechseln, jagten die Reiter durch die Pampas, und nur einmal, etwa zwei Uhr nachmittags, als sie einen kleinen Bach erreichten, der durch die Steppe rieselte, wurde gehalten und den Pferden eine kurze, kaum mehr als halbstündige Rast gegönnt. Dann ging es weiter, im Galopp wie bisher, bis die Nacht anbrach und das schwindende Tageslicht ihnen kaum noch Zeit ließ, ihr Lager notdürftig herzurichten.

Hier, wo es galt, im Freien zu übernachten, waren die Deutschen ganz aus ihrem Element, und wußten sich mit gar nichts zu helfen. Im Walde konnte man sich sein Lager unter einem Baum bereiten, konnte trockenes Holz sammeln, das überall in Masse liegt, und ein Feuer damit anzünden und unterhalten, aber hier? Der Wind strich kalt über die Ebene, der Tau fiel stark und keine Aussicht auf einen Tropfen heißes Wasser!

„Hören Sie, Doktor," sagte Reiwald, „wie das jetzt werden soll, weiß ich wahrhaftig nicht. Allerdings hörten wir schon in Valdivia, daß in den Pampas keine Bäume ständen, aber ich habe nie daran gedacht, wo wir Brenn-

material herbekommen wollten. Die Wilden werden doch nicht des Teufels sein und ihr Pferdefleisch auch noch roh verzehren!"

„Das wird wieder eine schöne Nacht werden," seufzte der Doktor, „ich friere jetzt schon. Ein Glück nur, daß es nicht regnet!"

„Na, das fehlte auch noch; bitte, Doktor, verschreiben Sie mir doch eine Tasse heißen Tee, — es ist mir so unbehaglich im Magen."

„Nun, meine Herren," sagte Meier, der zu ihnen trat, „wenn Sie heute abend zu Nacht speisen wollen, werden Sie sich wohl selber ein wenig mit bemühen müssen, um Brennmaterial herbeizutragen. Ist es erst einmal stockdunkel, so finden wir nichts mehr."

„Ja, Don Carlos," antwortete Reiwald, „ich glaube, wir finden auch nichts bei hellem Sonnenlicht. Bitte, zeigen Sie mir einmal hier einen Baum in der Nachbarschaft."

„Ja, Baum!" lachte Meier. „Mit dem Holz ist's vorbei, da müssen wir uns nach anderem Material umsehen. Betrachten Sie sich nur einmal diesen getrockneten Kuhfladen, der ist so gut wie Torf und brennt bei trockenem Wetter vortrefflich, nur bei Regen sind sie nicht zu gebrauchen."

„Und damit sollen wir kochen?

„Wenn Sie etwas anderes finden, wäre es mir lieb; aber sammeln Sie nur davon eine Portion; wir befinden uns hier noch in sehr günstigem Terrain dafür, und es liegt in Masse umher."

„Das ist nicht übel," sagte der Doktor; „aber wo hinein? Wenn wir einen Korb hätten . . ."

„Ach was, Korb, wozu haben Sie Ponchozipfel, die sind vortrefflich. Wenn Sie nachher so harte Distelstengel finden, bringen Sie sie ebenfalls mit, die brennen auch gut, geben aber nur helle Flamme und dauern nicht lange; wir brauchen sie zum Anzünden, um erst einmal eine Glut und den Kuhmist in Brand zu bekommen."

Reiwald wie der Doktor sahen, daß sich die meisten Indianer über die Ebene zerstreut hatten, während einzelne sich mit den Pferden beschäftigten und eine Anzahl von Lassos an eingestoßenen Pflöcken befestigten, um die übrigen dabei zu halten. Es blieb ihnen also nichts übrig, als das nämliche zu tun; denn etwas nützlich mußten sie sich doch machen, wenn sie nachher ein Recht beanspruchen wollten, ihren Topf ebenfalls mit zum Feuer zu rücken.

„Reiwald," sagte der Doktor, der, seinen vorn zusammengenommenen Poncho halb gefüllt, mit einem wehmütigen Blick vor ihm stand, „wenn sie uns beide jetzt in Berlin sähen und beobachten könnten, womit wir uns beschäftigen, — Rechtsanwalt Reiwald und Dr. med. Pfeifel . . ."

„Kuhmist sammelnd! Ja," sagte Reiwald, halb lachend, halb resigniert, — „eine recht passende Beschäftigung für uns, und deshalb sind wir wahrscheinlich nach Amerika ausgewandert. Hören Sie, Pfeifel, das wenigstens, glaube ich, hätten wir näher und bequemer haben können."

„Verfluchtes Leben, das!" brummte der Doktor, ohne auf die Anspielung einzugehen. „Wenn man das alles so vorherwissen könnte, ich glaube, es bliebe mancher drüben in Europa."

„Jetzt sind wir aber einmal da, Doktor, und müssen ausessen was wir uns eingebrockt haben. Hol der Henker die Sentimentalität! Ich fange an, Fatalist zu werden und zu glauben, daß mich das Schicksal von Anfang an dazu bestimmt hat."

„Dazu?" fragte Pfeifel, auf Reiwalds Ladung zeigend. „Dann hätten Sie aber keinesfalls die Pandekten zu bemühen brauchen."

„Na, wenn auch nicht gerade dazu, aber doch zu diesem wilden Leben. Wenn ich hier eine passende Jungfrau finde, lasse ich mich am Ende, nicht gerade häuslich, aber doch zeitlich nieder und werde Pehuenche."

„Spotten Sie nicht", sagte der Doktor ernst. „Wer weiß, was uns noch bevorsteht; denn es scheint ungemein leicht zu sein, in dies Land herein zu kommen, aber ziemlich schwer, den Ausweg zu finden. Diesem roten Dieb, dem Tchaluak, traue ich nicht über den Weg, aber Ihrem Jenkitraß noch weniger, und wenn sie uns nicht wieder fortlassen, was wollen wir machen?"

Ein Ruf vom Lager her störte sie; es war vollkommen dunkel geworden, und da sie Meier aus dem Gesicht verloren, glaubte oder fürchtete er, sie könnten sich am Ende gar verirrt haben; es war ihnen in der Hinsicht alles zuzutrauen. Übrigens ließ sich von dort, wo die Masse lagerte, ein schwacher Lichtschimmer erkennen, den das eben angezündete Feuer verbreitete, und dem folgten sie jetzt, nachdem sie vorher den Ruf mit einem „Hallo!" beantwortet, und warfen, dort angekommen, ihr „Brennmaterial" neben der Flamme nieder.

Reiwald bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Indianer nicht allein trockenen Kuhmist, sondern auch eine Anzahl von alten Pferdeknochen mit herbeigeschafft und dort aufgeschichtet hatten. Die Leute wußten übrigens, was sie taten, denn zuerst wurde alles aufgehäuft, was man von holzigen Grasarten, Disteln usw. gefunden, und als das in Brand gesetzt worden, bauten sie die Knochen darumher auf, wodurch die Glut mehr zusammengehalten ward. Jetzt kam der trockene Kuhmist darauf, und während man eine Menge solcher Stücke um die Knochen her aufsetzte, um sie vollständig auszutrocknen und zu erhitzen, geriet das Aufgeworfene ebenfalls in Brand.

Das von diesem Feuer aufsteigende Aroma ließ viel zu wünschen übrig. Ebensowenig war es appetitlich, wie die Wilden ihre Stücke Pferdefleisch auf diese Kohlen legten und braten ließen und dann mit augenscheinlichem Appetit verzehrten. Die beiden Deutschen weigerten sich auf das entschiedenste, an dieser Mahlzeit teilzunehmen, da sie noch überdies eigene Vorräte bei sich hatten, von denen sie zehren konnten. Kam die Zeit, wo sie sich nicht selber helfen konnten, nun, so mußte es eben sein und sie fanden sich vielleicht auch hinein.

Am nächsten Morgen brachen sie zeitig wieder auf und nahmen nur so viel Rücksicht auf ihre Tiere, daß sie mit den Reitpferden wechselten und die, welche sie gestern geritten, heute an der Leine gehen ließen. Mit den Packpferden ließ sich das nicht durchführen, und die meisten von ihnen mußten nach der kurzen Rast (in der sie noch gezwungen gewesen waren, sich die Nacht durch ihr Futter zu suchen), denselben Ritt vom vorigen Tag mit der nämlichen Last beginnen.

Es mochte etwa vier Uhr nachmittags sein, als sie zum erstenmal in Sicht des Limai kamen. Meier war eine Zeitlang neben Cruzado geritten, und dieser hatte ihm den schon erkennbaren Uferrand gezeigt. Man mußte übrigens die Vegetation dieser Steppe genau kennen, um danach zu wissen, daß man sich dem Strom nähere, denn sonst verriet nichts, daß dicht vor ihnen ein breites und tiefes Flußbett liege. Reiwald ritt jetzt an Meiers Seite, um sich nach ihrem Weg zu erkundigen.

„Nun sagen Sie mir einmal, ob wir denn noch heute den Fluß erreichen, Don Carlos. Bis an den Horizont ist auch nicht die Spur von Hügel oder Baumwuchs zu erkennen, und neulich meinte doch Cruzado, wir kämen am zweiten Abend hin."

„Da haben Sie ihn schon!" rief Meier, indem er vorausdeutete.

„Ihn? Wen?"

„Den Limai."

„Den Fluß? Aber wo? Ich sehe ja auf der Gotteswelt nichts als die weite, glatte Ebene, so weit das Auge reicht."

„Sehen Sie da vor uns den Streifen kleiner Büsche?"

„Dort an der Ravine?"

„Das ist der Limai."

„Das? Und davon hat der zichorienfarbige Halbwilde ein solches Aufheben gemacht, daß wir durchschwimmen müssen? Da springe ich hinüber."

„Na, denn man zu!" nickte Meier. „Aber einen hübschen Anlauf werden Sie nehmen müssen, sonst kommen Sie am Ende nicht hinüber."

„Über den Bach? Der kann ja keine zehn Schritte breit sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Höflichkeit.

Die Direktion der Reichsbahn hat ihren Beamten empfohlen, den Reisenden gegenüber die größte Höflichkeit an den Tag zu legen
Die Red.

Ein grober Geist regiert die Zeit,
Der keinem recht gefällt.
Jedoch man kommt mit Höflichkeit
Am besten durch die Welt.
Die Reichsbahn hat Int'resse dran,
Daß einer weit verreist,
Drum preist sie den Beamten an
Der Sanftmut guten Geist

Zum Beispiel sagt der Kondukteur:
„Mein Herr, verzeih'n Sie bloß,
Es zeigt sich da ein klein' Malheur,
Jedoch nicht hoffnungslos.
Ich rüg' es nur im mild'sten Ton,
Doch schweigen wär' nicht klug:
Sie fahren seit drei Stunden schon
In einem falschen Zug!"

Der Bahnhofs-Pförtner tritt heran
Zum Herrn auf einer Bank
Und sagt: „Mein hochverehrter Mann,
Sie sind mir doch nicht krank?
Bloß stark beschwipst? Gestatten Sie,
Daß man Sie treu bewacht.
Der nächste Zug geht morgen früh
Erst weiter zehn Uhr acht."

Der Vorstand mit der roten Mütz'
Stellt einen eil'gen Herrn:
„Wir haben Fixigkeit und Witz
Im Zug besonders gern.
Doch, höflich sag' ich's, ohne laut
Zu schmäh'n Ihr Meisterstück:
Den Koffer, den Sie — just geklaut,
Erbitten wir zurück."

Diogenes.

Wäßrige Musik.

Musik aus Wasser und Wassertieren.

Von Ali Weyl-Nissen.

Eine besondere Rolle spielt das Wasser als — Bestandteil von Musikinstrumenten. Als eins der ältesten Instrumente erfand der Alexandriner Ktesibios zwischen 300 und 250 vor Chr. die Wasserorgel, den „Hydraulos". Er ruinierte damit den Menschen als Musikinstrument. Bis dahin hatte man noch allgemein gekonnt, was heute meist nur noch Chemiker und Glasbläser zuwege bringen: aus der Mundhöhle als Windbehälter beliebig lange (durch ununterbrochenes Weiteratmen) zu blasen. Jetzt hatte man Luftpumpen und hydraulische Kompressoren. Aber im Grunde war der Hydraulos eine Windorgel wie jede andere: Die Luft wurde mit ein oder zwei Pumpen in ein halb mit Wasser gefülltes Behältnis gedrückt und hydraulisch zusammen gepreßt. Der Hydraulos hat das Altertum nicht überdauert; nachdem er während der römischen Kaiserzeit besonders im Zirkus viel benutzt worden war, ging er in der Völkerwanderung verloren.

Wesentlich origineller sind die Wasserglockenspiele aus dem 17. Jahrhundert, die noch heute, besonders in Zirkus und Varieteé, gespielt werden. Gute Trinkgläser werden statt Metallglocken benutzt, auf eine Tuchunterlage gesetzt und durch Einfüllen von Wasser abgestimmt. Man spielt sie mit kleinen Schlägeln. Man kann die Schlägel auch mechanisch antreiben, wie es zuerst in den Glasglockenspielen der Schwarzwälder Uhren um 1770 geschah.

Eine seltsame Abart hiervon ist das Streichglockenspiel; man schlägt hier nicht die Gläser mit Schlägeln, sondern streicht ihren Rand mit angefeuchtetem Finger. Der Ton ist zart, aber sehr schneidend, er klingt ganz langsam an und lange nach, man kann also nur rhythmisch einfache und getragene Stücke auf solchem Instrument spielen. Später wurden die wassergefüllten Gläser vielfach abgelöst von solchen, die gleich richtig abgestimmt hergestellt wurden, man verzichtete auf das Wasser als Bestandteil der Musikinstrumente.

Das bekannte Experiment, Spiegelscheiben durch Geigentöne zum Springen zu bringen, läßt sich auch mit wassergefüllten, dünnwandigen und bauchigen Gläsern machen. Man muß den Rand dann mit dem Finger reiben, manchmal soll auch ein bloßes Hineinsummen genügen, um das Glas zu zertrümmern. Woraus die Störung der molekularen Struktur des Glases, um die es sich hier handeln muß, sich ergibt, ist noch nicht geklärt.

Zu diesen Instrumenten gesellen sich die direkten Abkömmlinge des Meeres, die Muscheln und Schnecken. Einmal hört man Klänge, wenn man eine leere Muschelschale ans Ohr hält, und auch viele Flaschen, Vasen und Dosen zeigen die gleiche akustische Erscheinung. Oder man braucht nur einer Muschel- oder Schneckenschale die Spitze abzuschneiden und in das Loch zu blasen, dann hat man sofort die Muschel- bezw. Schneckentrompete. Letztere spielt in Asien, Amerika und der Südsee eine große Rolle; sie kommt auch in Südeuropa vor; an der südslawischen Küste der Adria wird auf dem Tritonium (kroatisch: rogaca) geblasen; und 1890 rief man sogar noch in der Niederlausitz mit einer Meermuschel zur Gemeindeversammlung. Mit verwandten Hörnern wurde 1788 im St. Petersburger Schloß ein Tedeum aufgeführt, als Patjomkin die Festung Otschakow erobert hatte. Da jedes dieser Hörner nur einen Ton gab, brauchte man eine Menge Instrumente, besonders auch, weil die Begleitung geräuschvoll durch Kanonenschüsse geliefert wurde.

Einen Irrtum gilt es zu berichtigen, der häufig zu finden ist: Trompete und Posaune gehen nicht auf Tierhörner oder Tierzähne zurück (wie etwa die westbaltischen Luren auf Mammutzähne). Sondern der Ursprung der Trompete liegt bei einer Röhre, wie sie z. B. aus Schilf vom See- und Meeresstrand gewonnen wurde. Der eigentümliche Ton des Binsenrohres auf Sylt ist seit vielen Jahrzehnten berühmt; schon bei leiser Luftbewegung geriet das Rohr in Torsionsschwingungen, sein Säuseln erinnert an Pfeifentöne und soll früher abergläubische See- und Küstenräuber vertrieben haben. Aus Schweden wird von dem „Wetterseephänomen" berichtet; es sollen von einigen Seen dort rätselhafte Stimmen erschallen. Das sei nur erwähnt, weil es von okkultistischer Seite benutzt wird, um die eifrig propagierten Gedanken von „Magischer Musik" und „Transzendentaler Musik" zu stützen.

Gefahr und Schicksal.

Ein Erlebnis auf Java von Eric Trecht.

Wohl nirgends auf der Welt ist die Furcht vor giftigen Reptilien und deren Biß so groß und berechtigt wie in den tropischen Ländern nahe am Äquator. Sterben doch dort trotz aller Sera und Gegengifte nach der jährlichen Statistik Tausende von Menschen am Schlangenbiß.

Nachstehendes Erlebnis erfuhr ich von meinem Vater, der aus einer holländischen Kaufmannsfamilie stammend größere Pflanzungen auf Java besaß. Ich lasse ihn selbst erzählen:

„Jungverheiratet kaufte ich mir eine große Plantage in der Nähe der Stadt Semarang und siedelte mit meiner jungen Frau noch dort über. Wir bauten uns ein neues geräumiges Landhaus und freuten uns unseres jungen Glückes in der gewaltigen, tropischen Einsamkeit. Als mir meine Frau bald ein Töchterchen schenkte, stellte ich einen dritten Diener ein, denn dort versehen meistens Männer die Hausarbeit. Am Tage seines Dienstantritts brachte er seinen alten Vater mit in mein Haus, einen Gaukler und Schlangenbeschwörer, mit der Bitte, ihm eine Unterkunft zu geben und ihn als Gegenleistung die niedrigste Hausarbeit verrichten zu lassen. Ich wehrte mich auf das entschiedenste, den Greis aufzunehmen, aber die inständigen Bitten und das Mitleid meiner Frau veranlaßten mich schließlich doch, mein Einverständnis zu geben. Ihre Dankbarkeit bewiesen Vater und Sohn bald dadurch, daß sie zu der Zeit, als meine Frau außerhalb des Hauses weilte, den kleinen Blondkopf bewachten. Beide schienen mit herzlicher Liebe an ihm zu hängen. Der Faktoreibetrieb, den ich neu übernommen hatte, nahm tagsüber meine Tätigkeit in Anspruch, und ich

noch froh, zwei Vertrauenspersonen im Hause zu haben, denn zu solchen hatten sich beide bald herausgebildet.

Als ich eines Spätnachmittags von meinem Dienst heim kam, und durch das Bambustor den Vorgarten unseres Bungalows betrat, sprang mir unser kleines zahmes Äffchen entgegen und zeigte ein ungewöhnlich aufgeregtes Benehmen. Mein Interesse daran schwand aber sofort, als sich mir vor dem Hause das gewohnte Bild bot. Meine Frau lag auf einem Ruhebett, ähnlich den europäischen Liegestühlen, in einem leichten Schlummer. Sie hatte mein Kommen nicht bemerkt. Ein paar Schritt von ihr entfernt stand das Bettchen unserer Kleinen im Schatten einer Fächerpalme. Das Kind schlief ebenfalls fest. Leise näherte ich mich der Kleinen, um sie zu betrachten. Doch plötzlich stockte mein Schritt. Auf der rotseidenen Decke in Brusthöhe lag zusammengerollt eine schwarze schillernde Schlange von der gefährlichsten Art, deren Biß unbedingt tödlich wirkt. Sie mußte sich, durch die rote Decke angelockt, von der Palme herabgelassen haben. Das Herz stockte mir bei dem Anblick, und mir entfuhr ein unterdrückter Schrei. Meine Frau erwachte und ersah sofort aus meinem kreidebleichen, schreckverzerrten Gesicht und dem Zittern meiner Hand, daß unser Kind in Gefahr sein mußte. Sie fuhr von ihrer Lagerstatt empor, erkannte die Gefahr, die ihrem Liebling drohte, stürzte vor, um gleich mit ängstlichem Schrei in die Knie zu sinken. Die Schlange sah mich jetzt. Sie richtete ihr Oberteil senkrecht auf und wippte nach Schlangenart hin und her, um zu spähen, während ihre spitze, gespaltene Zunge aus dem dreieckigen Kopfe zuckte. Ich zog meinen Revolver, legte an, ließ ihn aber sofort sinken, denn ich sah ein, daß ich selbst als guter Schütze das pendelnde Ziel in der Aufregung verfehlen mußte. Ein Fehlschuß konnte das Reptil erneut reizen, oder es würde sich unter die Decke der Kleinen verkriechen. Dann durchzuckte der Gedanke mein Hirn, daß der Schuß das Kind wecken könnte, welches nach Kinderart sofort nach der vor Wut tanzenden Schlange greifen mußte oder sich sonst irgendwie bewegte und dann dem sicheren Biß der Schlange verfiel. Meine arme Frau folgte glücklicherweise der gleichen Eingebung. Mit starrem Blick flehte sie um meine Hilfe, biß sich in die bloßen Arme, um jeden Schrei krampfhaft zu unterdrücken. Ich muß gestehen, daß ich angesichts der gefährlichen Lage, in der unser Kind schwebte, vollkommen hilflos war. Und das Tier wich nicht von seiner Nähe! Endlich löste sich meine Erstarrung. Ich wandte meine Augen aus denen des Reptils, die wie schwarze Glasperlen faszinierend blickten, und eilte dem Hause zu, einen Stock zu holen, um die Schlange mit wuchtigem Schlage von der Decke zu schleudern. In der Aufregung sah ich nicht, wie sich unser Diener raschen Laufes entfernte, der anscheinend hinter mir gestanden hatte. Er übersah sofort mit dem Scharfsinn des Naturkindes die Lage und meine Hilflosigkeit und holte den einzigen Menschen herbei, der hier helfen konnte — seinen alten Vater. Der wankte auf seiner Krücke herbei, so schnell er konnte. Mit seiner dürren Hand, die Hunderte von giftigen Schlangen gefangen und gezähmt hatte, griff er nach dem züngelnden Kopf, um die Schlange mit dem gewohnten Jagdgriff wehrlos zu machen. Was ihm viele Male gelungen war, hier mißglückte es — — und er griff fehl. Weit bog sich das Reptil zurück, schnellte sofort wieder vor und hieb ihren todbringenden Giftzahn in die entblößte Brust des alten Mannes. Dann ließ sie sich fallen und verschwand spurlos im hohen Grase. Mit einem Aufschrei sank der Alte in die Arme des Sohnes, der sofort einen Kris zog und ein Kreuz über die Bißwunde schnitt, während ein dunkler Blutstrom der Wunde entquoll. Aber es half nichts mehr! Das Schicksal, das unserem Töchterchen drohte, nahm der Tapfere auf sich. Er krümmte sich zusammen und starb unter gräßlichen Qualen in meinen Armen — in einer knappen halben Stunde."

Dem jungen Javanen gab mein Vater aus Dankbarkeit einen führenden Posten in seiner Faktorei, als wir in die Heimat fuhren, aber erst, nachdem er mein Schwesterchen und mich erziehen geholfen hatte. Meine Mutter überstand ein schweres Nervenfieber, eine Folge der ungeheuren Aufregung, und gebar mich sechs Monate nach diesem Ereignis.

Ich habe von ihr eine unbeschreibliche Furcht vor jeder Schlange mit in das Leben bekommen.

Der Robinson von Socorro.

Inmitten des Pazifischen Ozeans, etwa 1000 Kilometer von der mexikanischen Küste entfernt, liegt die kleine Felseninsel Socorro. Sie ist unbewohnt und wird nur von Tausenden von wilden Schafen bevölkert, die an dem Buschwerk und den ausgedehnten Grasflächen reichliche Nahrung finden. Ein Kalifornier, den ein Zufall auf diese einsame Insel führte, kam nun auf den Gedanken, daß hier eigentlich recht leicht Geld zu verdienen wäre. Man brauchte ja nur die vielen tausend Schafe zu scheren und dann die so mit sehr geringen Unkosten gewonnene Wolle zu verkaufen. Er rüstete daher ein Schiff aus und fuhr mit vierzig Mann nach Socorro. Sie bauten bei einer Quelle rohe Hütten und zäunten mit Draht eine große Fläche ein, in welche die zu scherenden Schafe getrieben werden sollten. Als man aber mit der Arbeit beginnen wollte, stellte es sich heraus, daß gegenwärtig, es war mitten im Sommer, die Wolle zu kurz war, um ein lohnendes Ergebnis zu ermöglichen. Man beschloß daher, nach Kalifornien zurückzukehren, um zu geeigneterer Zeit das begonnene Unternehmen zu Ende zu führen. Als Wächter blieb ein gewisser Archie Smith zurück, der sich freiwillig zu diesem Amte gemeldet hatte. Er wurde mit Proviant und allem Notwendigen versehen. Dann kehrte der Unternehmer wieder nach Kalifornien zurück. Infolge Fehlschlagens anderweitiger Unternehmungen geriet dieser jedoch bald in Vermögensverfall, so daß er nicht in der Lage war, eine neue Expedition nach Socorro zu organisieren.

So vergingen Monate, ohne daß sich irgend jemand um den auf Socorro zurückgelassenen Archie Smith kümmerte. Inzwischen war diese Angelegenheit aber den Behörden zu Ohren gekommen, und diese beauftragten die Marinestation in San Diego, sich dieses unfreiwilligen Robinsons anzunehmen.

Gelegentlich einer Übungsfahrt ging denn auch der Kreuzer Memphis mit einigen Torpedobooten vor Socorro vor Anker und feuerte mehrere Schüsse ab, um Archie Robinsons Aufmerksamkeit hervorzurufen. Als sich kein Mensch am Strande sehen ließ, wurde von der Memphis ein Flugzeug abgesandt, das die Insel mehrere Male kreuz und quer überflog, ohne auch nur eine Spur von Smith entdecken zu können. Als auch dieser Versuch, den Vermißten aufzufinden, gescheitert war, setzte man in Booten eine Abteilung an Land, welche nun die Insel systematisch absuchte. Doch auch ihre Arbeit war vergebens. Denn von Smith konnte man nichts entdecken. Auffallend war daß nach den in der bisher von Smith bewohnt gewesenen Hütte vorgefundenen Merkmalen sich feststellen ließ, daß diese bis vor 48 Stunden noch bewohnt gewesen war. Aber wo war Smith geblieben? Über ein Boot verfügte er nicht, ebenso besaß er auch nicht die Werkzeuge, um sich mit ihnen vielleicht ein Floß zu bauen. Außerdem hätte man ja auch von dieser Tätigkeit Spuren finden müssen. Daß ein zufällig vorüberfahrendes Schiff Smith aufgenommen hätte, erschien auch sehr unwharscheinlich, denn erstens wären auch hiervon Spuren zurückgeblieben, und dann hätte doch Smith auch sicherlich seine in der Hütte vorgefundenen Effekten mit an Bord dieses Schiffes genommen. Dem Geschwader blieb daher nach einer zweiten Durchsuchung der Insel nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge nach San Diego zurückzukehren. Wo aber Smith geblieben sein kann, daß ist allen ein Rätsel.

Ein Phänomen.

Henri Bordeaux, Mitglied der Akademie, gilt in Frankreich nicht gerade als ein sehr kurzweiliger Schriftsteller. Seine Werke sind dem Publikum zu schwer, zu ernsthaft und zu unmodern. Nichtsdestoweniger hofft er immer noch, einmal solche Riesenauflagen zu erleben, wie der Volksliebling Dekobra sie hat.

„Der Arme", sagte Tristan Bernard dazu, „ihn wiegt die Hoffnung, und seine Leser schlafen ein."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.